

Es ist Sonntagmorgen, kurz vor fünf Uhr. Ich bin wach geworden, früher als gewohnt, etwas beschäftigt mich wohl. Gedanken gehen durch meinen Kopf.

Eigentlich wollte ich dann nur einen neuen Aufsatz schreiben über diese meine frühmorgendlichen Gedanken, die mir so beim Aufwachen gekommen waren.

Ich hatte ihn dann bald schon geschrieben, beziehungsweise gesprochen. Denn seit einiger Zeit diktiere ich meine Gedanken, lasse sie von künstlicher Intelligenz verschriftlichen und überarbeite den Text anschliessend selbst.

Das funktioniert erstaunlich gut. Inzwischen ist ChatGPT für mich zu einer Art Sekretär geworden, der nicht nur schnell schreibt, sondern auch bei der Formulierung hilft, recherchiert und gelegentlich sogar ganz brauchbare Einwände erhebt, die ich vielleicht vor der Veröffentlichung meines letzten Aufsatzes besser auch wirklich alle berücksichtigt hätte.

Jedenfalls wurde mir inzwischen bereits zwischenmenschliche Kritik angekündigt. Vermutlich hätte ich bei meinem letzten Aufsatz doch den einen oder anderen Entschärfungsvorschlag von ChatGPT beherzigen sollen.

Andererseits glaube ich, dass es gerade auch zu jener Menschlichkeit gehört, die ich mir trotz aller Begeisterung für diese neue Technik unbedingt bewahren möchte, gelegentlich etwas zu polemisch oder zu scharf zu formulieren. Besonders dann, wenn mich Ängste und Sorgen um die Zukunft und die Entwicklungen in unserer Gesellschaft beschäftigen. Nicht jeder Gedanke muss von einer künstlichen Intelligenz so lange geglättet werden, bis sich niemand mehr daran stossen kann.

Vielleicht gehört es ja gerade zum Menschsein, auch einmal über das Ziel hinauszuschiessen – und sich anschliessend der Kritik seiner Mitmenschen zu stellen und gegebenenfalls zur Einsicht zu kommen, sich zu entschuldigen und ein wenig zurückzurudern, wenn man zu einer Einsicht gekommen ist.

Mein digitaler Mitarbeiter hatte mir vor einigen Tagen empfohlen, meine Aufsätze künftig nicht mehr direkt zu diktieren, sondern zuerst als Audiodatei aufzunehmen. So könne mein persönlicher Originalton besser erhalten bleiben und vermutlich ist das auch besser so für die Umwelt. Eine einleuchtende Empfehlung, schliesslich möchte ich meine eigenen Gedanken veröffentlichen und nicht die eines Computers.

Also hatte ich diesmal alles richtig gemacht. Eine gut 23-minütige Aufnahme mit dem Titel «Dein Wille geschehe» lag bereit. Ich lud sie hoch und bat darum, den Text möglichst wortgetreu zu transkribieren und nur dort sprachlich zu glätten, wo es nötig sei.

Doch plötzlich ging nichts mehr.

Mein digitaler Sekretär erklärte mir, dass er die Aufnahme in dieser Sitzung leider nicht zuverlässig transkribieren könne. Stattdessen empfahl er mir einen weiteren Dienst namens Descript.

«Was kostet das?», so fragte ich gleich, diesbezüglich macht sich mein schwäbisches Blut doch immer wieder bemerkbar.

Zunächst einmal nichts, lautete die beruhigende Antwort. Es gebe eine kostenlose Version für eine Stunde Audiomaterial im Monat. Allerdings auch verschiedene kostenpflichtige Abonnements. Und natürlich handelte es sich um einen weiteren Anbieter, mit dem ich mich erst einmal vertraut machen müsste.

Nun wurde ich langsam wach.

Hatte mir nicht genau dieser künstlich intelligente Mitarbeiter vor wenigen Tagen geraten, meine Arbeitsweise umzustellen? Und jetzt, nachdem ich seinem Rat gefolgt war, sollte ich plötzlich noch ein weiteres Programm benötigen?

Ich fragte ChatGPT, ob dahinter vielleicht ein Geschäftsmodell stecke: Zunächst werde eine Technologie günstig angeboten. Die Nutzer gewöhnen sich daran, richten ihre Arbeitsabläufe danach aus und werden zunehmend abhängig. Irgendwann benötigen sie weitere Funktionen, zusätzliche Abonnements oder Dienstleistungen anderer Unternehmen.

Das Bemerkenswerte war die Antwort.

ChatGPT räumte ein, dass ich damit einen berechtigten Punkt anspreche. In der Wirtschaft kenne man dafür sogar einen Begriff: den *Lock-in-Effekt*. Je stärker sich jemand auf ein bestimmtes technisches System einlasse, desto schwieriger werde es, dieses wieder zu verlassen.

Mein digitaler Gesprächspartner erklärte mir auch, dass OpenAI durchaus wirtschaftliche Interessen verfolge und es keine Garantie dafür gebe, dass einmal aufgebaute Arbeitsabläufe dauerhaft zu

denselben Kosten und mit denselben Funktionen zur Verfügung stehen würden.

Immerhin: So viel Offenheit hatte ich nicht unbedingt erwartet.

Nun möchte ich niemandem unterstellen, dass hinter dieser kleinen nächtlichen Erfahrung ein ausgeklügelter Plan steckt, mich zu weiteren Ausgaben zu bewegen. Mein digitaler Mitarbeiter entschuldigte sich sogar ausdrücklich für seine unzuverlässige Empfehlung.

Aber die grundsätzliche Frage bleibt.

Müssen wir tatsächlich auch noch die künstliche Intelligenz vollständig den Gesetzen des Wettbewerbs und unseres globalisierten kapitalistischen Wirtschaftssystems unterwerfen?

Wir erleben gerade die Entstehung einer Technologie, die unser Zusammenleben möglicherweise stärker verändern wird als viele Erfindungen der vergangenen Jahrzehnte. Sie kann Wissen zugänglich machen, Sprachbarrieren überwinden, Menschen bei ihrer Arbeit unterstützen und ihnen Möglichkeiten eröffnen, die bisher nur mit erheblichen finanziellen Mitteln zur Verfügung standen.

Wäre es da nicht sinnvoll, von Anfang an darüber nachzudenken, wie eine solche Technologie möglichst allen Menschen zugutekommen kann?

Natürlich kostet ihre Entwicklung Geld. Auch Rechenzentren, Energie und die Arbeit der Entwickler müssen bezahlt werden. Und Wettbewerb kann durchaus dazu beitragen, dass technische Neuerungen entstehen und Leistungen verbessert werden.

Ich bin auch keineswegs der Meinung, dass alles gratis sein müsste. Im Gegenteil. «Was nichts kostet, ist nichts wert», sagt ein bekanntes Sprichwort.

Ganz so einfach ist es natürlich nicht, grade bezüglich der Gnade haben wir eine ganz andere Vorstellung, aber ein Körnchen Wahrheit

steckt schon darin. Und die Mentalität «Geiz ist geil» halte ich ebenso wenig für eine tragfähige Grundlage unserer Wirtschaftsordnung wie die Vorstellung, jede technische Errungenschaft müsse jederzeit kostenlos zur Verfügung stehen.

Wer eine gute Leistung in Anspruch nimmt, soll auch bereit sein, dafür einen angemessenen Preis zu bezahlen. Das gilt selbstverständlich auch für mich.

Was mich allerdings zunehmend irritiert, ist eine Art doppelte Währung, mit der wir in unserer digitalen Welt bezahlen.

Da ist zunächst einmal das klassische Geld. Monatliche Abonnements, zusätzliche Funktionen und immer neue Dienstleistungen, die wir benötigen, wenn wir unsere gewohnten Arbeitsabläufe fortsetzen wollen.

Daneben gibt es aber noch eine zweite Währung: unsere Daten.

Wir geben Informationen über unsere Interessen, unsere Gewohnheiten, unsere Arbeit und manchmal sogar über sehr persönliche Gedanken preis. Nicht jedes Unternehmen verkauft diese Daten weiter, und auch OpenAI erklärt ausdrücklich, dies nicht zu tun. Dennoch können unsere Angaben, abhängig vom jeweiligen Dienst und den gewählten Einstellungen, zur Verbesserung der angebotenen Systeme verwendet werden. Und natürlich erfahren Unternehmen durch unser Nutzungsverhalten auch sehr viel darüber, welche Leistungen wir benötigen und wofür wir möglicherweise bereit sind, Geld auszugeben.

Diese zweite Währung lässt sich nicht so einfach in Franken und Rappen ausdrücken. Aber wertlos ist sie deswegen noch lange nicht.

Ich denke, dass wir gerade bei der Entwicklung künstlicher Intelligenz einen besonders sorgfältigen Umgang mit diesen beiden Währungen brauchen. Es muss transparent sein, wofür wir bezahlen, was mit unseren Daten geschieht und welche Abhängigkeiten entstehen können.

Und dabei möchte ich die Verantwortung keineswegs allein den Unternehmen zuschieben. Auch wir Verbraucher müssen uns fragen, was uns eine gute Leistung wert ist, welche Informationen wir preisgeben wollen und ob wir wirklich jede technische Erleichterung benötigen.

Vielleicht wäre das sogar ein schönes Ziel für eine zukünftige Wirtschaftsordnung: nicht möglichst viel kostenlos zu bekommen und auch nicht möglichst viel aus jedem Kunden herauszuholen, sondern einen fairen Austausch zu ermöglichen, bei dem beide Seiten wissen, worauf sie sich einlassen.

Interessanterweise erklärt OpenAI in seiner eigenen Unternehmensphilosophie, künstliche Intelligenz solle der gesamten Menschheit zugutekommen. Ein durchaus sympathischer Gedanke, der sich sogar mit der christlichen Soziallehre verbinden liesse: Das Gemeinwohl muss mehr sein als die Summe wirtschaftlicher Einzelinteressen.

Vielleicht sollten wir also gerade bei dieser neuen Technologie nicht einfach unbesehen die alten wirtschaftlichen Spielregeln übernehmen, sondern überlegen, welche Regeln dem Menschen wirklich dienen.

Mein nächtliches Gespräch endete jedenfalls mit einer bemerkenswerten Zusicherung. ChatGPT erklärte mir, eine gute Technologie solle dem Menschen dienen und ihn nicht schleichend in eine Situation bringen, in der er ihr dienen müsse.

Dem kann ich nur zustimmen.

Und nun? Nun werde ich wohl doch die nächste Anwendung ausprobieren. Auch wenn es mich, ehrlich gesagt, ziemlich anscheisst, schon wieder bei einem neuen Unternehmen ein Benutzerkonto eröffnen, meine persönlichen Angaben hinterlegen und womöglich auch noch meine Kreditkartendaten preisgeben zu müssen, nur um

zunächst einmal eine Stunde Audiomaterial gratis transkribieren zu lassen.

Denn ich ahne bereits, wie die Geschichte weitergehen könnte. Wenn sich diese neue Arbeitsweise bewährt, reicht die kostenlose Stunde bald nicht mehr. Dann kommen zu meinen bisherigen 22 Franken für ChatGPT noch einmal 24 US-Dollar monatlich für zehn Stunden Audiomaterial hinzu. Bei einem Jahresabonnement wäre es zwar günstiger, aber eine weitere monatliche Verpflichtung bliebe es trotzdem.

Und vielleicht benötige ich eines Tages noch ein drittes Programm, damit die beiden ersten besser miteinander kommunizieren können.

Wobei mir langsam der Verdacht kommt, dass das eigentliche Problem gar nicht bei den Computern liegt, sondern bei mir selbst.

Vielleicht wäre es nämlich nicht nur für meinen Geldbeutel, sondern auch für die Welt ganz heilsam, wenn ich künftig etwas weniger meiner Gedanken zu Papier bringen würde.

Vor allem aber wäre es wahrscheinlich für meine Pfarrei von Vorteil, wenn ihr Pfarrer am Sonntagmorgen nicht schon seit fünf Uhr mit künstlicher Intelligenz über den globalen Kapitalismus diskutieren würde, sondern einfach noch ein paar Stunden schliefe.

Dann wäre er nämlich wenigstens im Gottesdienst ausgeschlafen.

Und vielleicht würde er sich dann auch wieder etwas mehr mit dem beschäftigen, worum es in seinem ursprünglich geplanten Aufsatz eigentlich gehen sollte: **«Dein Wille geschehe.»**

Wobei ich allmählich den Eindruck bekomme, dass der liebe Gott in dieser Angelegenheit eine wesentlich einfachere Empfehlung für mich hätte als ChatGPT:

«Joachim, geh schlafen!»

Doch jetzt sicher nicht mehr morgens, kurz vor 6 😉